



Nr. 9.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1922.

Hollandsgang aus den Landen zwischen Niederelbe und Niederweser.

Von

Dr. E. Rudolf Jungclauss, Dornbusch b. Stade.

I.

Holland, unser Nachbarstaat, mit einer sich lang hinziehenden, nicht eben sehr schwierigen Grenze hat seit Jahrhunderten in lebhaften Wechselbeziehungen zu Deutschland gestanden. Es waren Wechselbeziehungen verschiedener Natur, handelspolitischer, wirtschaftlicher, kultureller und anderer Art, die sich änderten und bald mehr, bald weniger zur Auswirkung kamen im Wandel der Zeiten. War es in der Kriegszeit die auch jetzt noch in der schweren Nachkriegszeit hochzuveranschlagende Liebestätigkeit an unseren notleidenden Kindern, und ist es in der Gegenwart die Kultur- und Gedankengemeinschaft holländischer und deutscher Studenten und vieles andere mehr, so bewegen sich die Wechselbeziehungen und Wechselwirkungen in der weiteren Vergangenheit in ganz anderer Richtung. Sie sind vielfach ausgesprochen agrarischer Natur und begegnen sich in dieser Hinsicht ausgleichend und fördernd mit den gleichgerichteten Gebieten Niedersachsens, speziell Hannoverlands, das während der ganzen Zeit seines Bestehens überwiegend agrarisch orientiert war. Die Holländer erscheinen als Deich-, Damm-, Siel- und Schleusenbauer, überhaupt als Kenner auf dem Gebiete der Wasserwirtschaft. Beim Hafenbau von Bremerhaven beispielsweise waren 1829 viele Holländer angestellt, die unter Anleitung ebenfalls eines Holländers mit Namen van Ronzelen, von dem auch, nebenbei gesagt, ein Plan stammt, arbeiteten. Sie treten als Mühlenbauer auf (Oel- und Getreidemühlen), als Förderer der Milchwirtschaft und auf vielen anderen Gebieten mehr. Was sie als Kolonisatoren, speziell als Anbauer und Siedler in den Marschen im 12. und 13. Jahrhundert geleistet haben, indem sie von den Bremer Erzbischöfen ins Land gerufen wurden, ist in vielen Arbeiten, größeren und kleineren Umfangs, nach den verschiedensten Richtungen hin häufig untersucht und beleuchtet. Andererseits hat aber im Laufe der Jahrhunderte nicht nur eine Zuwanderung von Holländern in unsere Gebiete stattgefunden, sondern umgekehrt auch eine Abwanderung aus unseren Gebieten nach den Niederlanden und auch anders hin. Aus dem Jahre 1785 heißt es im „Politischen Journal“, daß es in dem Bremen-Verdischen Amt gibt, wo 200 bis 300 Mann des Sommers auswandern, um Schiffbauholz, Krummholz, Pipenstäbe und Buchenholz oder gebogen Holz zu hauen, und daß diese Mannschaft so geläufig ist in dieser Kunst, daß man in Holstein, Mecklenburg, Westfalen und an der Werra bis Wansleben, sogar bis Meiningen hinauf, in den Orten, wo ein Holzhandel existiert, selbige antrifft.“ Weit übertroffen wurde aber diese Abwanderung durch die, die alljährlich, lange Zeit regelmäßig wiederkehrend, nach Holland erfolgte. Es war dies der Hollandsgang oder die sogenannte Hollandsgängerei.

II.

Die Erscheinung des Hollandsganges ist fast drei Jahrhunderte hindurch im wirtschaftlichen Leben in unserem jetzigen Regierungsbezirk ein bedeutender Faktor gewesen. Sagt doch Pratzje noch im Jahre 1796, als der Höhepunkt der Bewegung bereits überschritten war: „Das sogenannte Hollandsgangen ist für

einen ansehnlichen Teil des Churfürstentums Hannover, namentlich für das Bremische und Hoya'sche, ein so reicher Gelderwerb, daß dieser unter die vorzüglichsten Mittel gezählt werden muß, wodurch Geld ins Land kommt.“ Mit Hollandgängerei bezeichnet man das jährlich regelmäßig zu bestimmten Zeiten sich wiederholende Abwandern einer nicht unbedeutenden Zahl arbeitsfähiger Mannschaften nach verschiedenen Teilen der Niederlande, um hier einen in der Heimat nicht in dem Maße zu erlangenden Verdienst zu finden. Dieses Auftreten der Saison- oder besser Zeitarbeiter bildet ein Glied in der Reihe jener großen periodischen Arbeiterwanderungen, die sich zwischen verschiedenen Staaten in Gestalt von Bewegungen über die Grenze oder innerhalb der Grenzpfähle eines geschlossenen Staates vollziehen. Die Preußen- und Sächsigängerei aus den östlichen Gebieten Preußens nach den Provinzen Hannover und Sachsen, in das Anhaltische und Braunschweigische, vorwiegend zu der Rübenerte (daher auch Rübenfahrt) wie auch zum Kornmähen, bieten neben vielen anderen hierfür Beispiele. Wie denn ja auch die früher jährliche Zuwanderung der Lipper insbesondere an die Ost- und Niederelbe zur Ziegeleikampagne in dieses Kapitel fällt, eine Arbeiterbewegung, die in ihrem ganzen Verlaufe zu der Hollandgängerei eine gute Parallele bildet. Das weibliche Element unter den Arbeitern, das beispielsweise bei den polnischen und galizischen Zeitarbeitern vor dem Kriege mit zirka 60 v. H. vorherrschte, kam bei dem Hollandsgangen fast völlig in Wegfall. Nur wenige zogen mit hinaus zum Säen, Hacken und zu sonstigen Feld- und Gartenarbeiten. Als Abwanderungsgebiet kam das ganze nordwestliche Deutschland in Betracht, das Land Hadeln, die Herzogtümer Bremen und Verden, Arenberg-Weppen, die Fürstentümer Osnabrück und Ostfriesland, die Grafschaften Hoya-Diepholz, Bentheim, Lingen, das Niederstift Münster, zum kleinen Teil auch das Bippische und dann Oldenburg. Das sind Gebiete, die sich heute mit den nördlichen Teilen der Provinz Hannover und dem Lande Oldenburg im wesentlichen decken. Das Lüneburgische war nur im ganz geringen Umfange beteiligt, indem nur die Umgegend von Celle einige Wanderarbeiter entsandte.

Im Vergleich zu unserem Regierungsbezirk waren die westlichen Gebiete, ihrer geographischen Lage entsprechend, weit stärker beteiligt, doch können diese verschiedenen Verhältnisse nur im Rahmen des Ganzen Berücksichtigung finden. Das Hauptkontingent der Wanderer stellten die Häuslinge und Heuerlinge, die Kötter (Kötner) und Brinkfeger. Aber auch Besitzer eigener Häuser mit einer kleinen Zwerghwirtschaft und kleinere Bauern waren beteiligt. Im Frühjahr, so um diese Zeit und mehr noch etwas später, scharten sich an bestimmten Tagen Trupps von 20 und mehr, bis zu 100 Leuten, teils im vorgerückteren Mannesalter, teils in den besten Jahren oder im Jünglingsalter stehend, aus benachbarten Dörfern und Gebieten zusammen und, ein grau-weißes Bündel auf dem Rücken, einen Spaten oder eine Sense in der Hand, zogen sie unter Absingen munterer Lieder zum Dorfe hinaus, gen Westen. Frauen und Kinder gaben für eine kleine Strecke Weges das Geleit, dann erfolgte der letzte ernste Händedruck, die letzten fargen, wehmütigen Abschiedsworte, die sich meist auf die Fortführung der Wirtschaft, die den Frauen während der Zeit der Abwesenheit oblag, und auf die fleißige Benutzung des „Botengängers“ zu brieflichen Nachrichten bezogen. Ein letztes Lächelnschwenken und Nicken, und eine Staubwolke zeigte den traurig nachblickenden das rüstige Ausschreiten ihrer Männer und Liebsten. Dieser Abschiedsszenen, sowie der Freude bei der Heimkehr wie überhaupt

der ganzen Verhältnisse, die ja einer gewissen Romantik und Eigenart nicht entbehren, hat sich denn auch die Poesie jener und der nachfolgenden Zeiten mehrfach bemächtigt (z. B. Lulu von Strauß und Torney in ihrer schönen, gute Charakterzeichnungen enthaltenden Novelle „Bauernstolz“).

Bei allen Hollandsgängern hatten sich im Laufe der Jahre durch Tradition geheiligte Wege herausgebildet. Stets wurde in denselben Herbergen übernachtet und an denselben Orten, wo schattige Eichen, Linden oder Baumgruppen, oder ein frischer Bach einlud, gerastet. Eierschalen, Speckschwarten usw. bildeten die „Denkmäler“ nach erfolgtem Durchzug. Die Wanderarbeiter aus Bremen - Berden zogen z. T. über Bremen, Leer nach Groningen und von dort nach Friesland. Oft auch wurde von Groningen aus ein für diesen Zweck bestimmtes holländisches Schiff benutzt, gegen Zahlung von 12½ bis 25 Stüver (0,85 bis 1,70 M.). Ein anderer Teil der Arbeiter fuhr ganz zu Schiff von Bremen meistens auch bis Groningen, doch fuhren auch hannoversche Schiffe bis Amsterdam. Der Wirkungskreis, ob er in den Provinzen Friesland, Drente, Overijssel, Gelderland oder westlich der Zuider-See, in der Provinz Holland lag, entschied jedesmal die Wahl des Weges. Mit dem Beginn des Eisenbahnzeitalters, gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts, das auf allen Gebieten des Wirtschaftslebens einen so großen Umschwung hervorrief und dem Verkehr neue Bahnen wies, wurden auch die alten Straßen und Wege mit ihren einzelnen Bedingungen verlassen. Die Hollandsgänger sammelten sich an den Bahnhöfen zu möglichst großen Trupps, um, wenn angängig, ganze Wagen zu besetzen und so eine Ermäßigung des Fahrpreises zu erzielen. Denn gespart wurde, wo nur irgend es möglich war. Das zeigte sich auch in anderer Weise. Sowohl für die Reise als auch für den Aufenthalt im fremden Lande versahen sich die Leute nach Möglichkeit aus ihrer eigenen Wirtschaft mit Viktualien, die meistens in Speck, Brot, Butter, Eiern, Hülsenfrüchten usw. bestanden, und die sie, soweit sie für die Reise nötig waren, in ihrem Bündel bargen. Die für den Aufenthalt in Holland bestimmten wurden in einem besonderen Packen auf den sogenannten „Botenwagen“ oder „Packschiffen“ transportiert. Sie enthielten außerdem auch die Leibwäsche, Arbeitskleidung und andere Notwendigkeiten, sowie selbstgewebtes Linnen, dessen Herstellung ja bekanntlich früher in den langen Winterabenden, in den Spinnstuben usw. eifrig betrieben wurde (Löwentinnen). Dieses Linnen wie auch im Haushalt übrig gebliebene Fett- und Fleischwaren wurden jenseits der Grenze mit mehr Gewinn verhandelt, als dies daheim möglich war.

(Fortsetzung folgt.)

Volksagen.

Von

H. Mahler, Geestmünde.

1. Der Priester mord und seine Sühne.

(Aus Marschkamp im Landkreise Lehe.)

Zwischen dem Rührstedter Löh und der Geeste liegt der „Ekhuf“. Der Name bedeutet wahrscheinlich Eichenhof. Es ist eine sandige Erhebung am Reitmarksmoor, die mit Heide und Gestrüpp bewachsen ist. Auf dieser Höhe stand in alter Zeit der Edelhof, der dem Geschlechte von Elen gehörte. Vor Jahren lagen noch Steine auf der Wüstung, auch ein alter Brunnen war vorhanden.

Die Sage hat die Erinnerung an eine Frau aufbewahrt, die einst Herrin des Edelhofes war. An sie erinnert noch die „Frowisch“ (Frauenwiese) am Sietgraben, der vom Laven-er See nach der Geeste geht. Hier lagen die Grünländerereien des Hofes.

Jeden Sonntag fuhr die Frau nach Debstedt zur Kirche; denn Elmlohe besaß damals noch kein Gotteshaus. Ihr Wagen war mit vier Schimmeln bespannt. Bei den „Neun Bergen“ in der Nähe des Knüppelholzes hatte sie ein Haus, wo sie abstieg und sich für den Kirchgang vorbereitete. Wenn sie weiterfuhr, wurde eine Fahne hochgezogen. Dann erst durften die Glocken geläutet werden. Eines Sonntags sahen die Debstedter ein Schimmelgespann auftauchen. Da meinten sie, die Frau vom Edelhof sei unterwegs, und der Priester ließ die Glocken läuten.

Es war aber ein Irrtum, der sich bitter rächen sollte. Denn als die Frau nun wirklich erschien, war sie außer sich über den Ungehorsam des Geistlichen. In der Kirche griff sie in ihr Kleid, holte eine Waffe hervor und erschoss den Priester.

Die Strafe des Himmels blieb aber nicht aus. Die Mörderin fuhr einmal im Winter durch das Wiefengelände bei Laven. Da kam ihr Wagen an eine weiche Stelle, die trotz des strengen Frostes nicht zugefroren war. Hier versank er und die Frau mit. Die Stelle heißt noch heute „Frauensee“.

2. Die Liethenburg in Elmlohe.

(Aus Elmlohe im Landkreise Lehe.)

In Elmlohe lag in früherer Zeit eine Burg, die dem Geschlechte von der Lieth gehörte. Der alte Burgplatz ist noch heute zu sehen, wenn er auch zum Teil abgetragen worden ist. Er heißt im Volksmunde die Liethenburg. Durch den

Sumpf, der die Burg rings umgab, führte ein fester Weg; der hieß „ob denn freien Damm“ (auf dem freien Damm). Der Weg ist noch heute erkennbar. Ganz in der Nähe der Burg lagen, eng zusammengedrängt, die einfachen Lehmhütten des Dorfes. Nicht weit davon erhob sich der Salgenberg.

Wenn ein Verbrecher den Damm erreichte, so war er gerettet; hier durfte ihn niemand mehr antasten.

Die Burgherren waren Raubritter, die friedliche Kaufleute überfielen und ihnen die Waren wegnahmen. Als sich dann die Kaufleute zusammentaten und mit starker Bedeckung reisten, machten auch die Raubritter gemeinsame Sache.

Als das Unwesen kein Ende nahm, rückten die Bremer mit starker Truppenmacht nach Elmlohe. Sie führten auch Geschütze mit sich. Die stellten sie auf dem Felde auf, das noch heute „Bremer Heer“ heißt. Es ist das hohe Feld in Marschkamp, wo die mit schönen Eichen bestandene Straße einen Bogen macht.

Die Burg wurde in Trümmer geschossen. Eine Steinkugel traf auch die Kirche, wo sie links der Tür noch heute zu sehen ist.

3. Die Zwerge im Löhberg.

(Aus Laven im Landkreise Lehe.)

Wo die Feldmarken von Laven, Behden und Spaden zusammentreffen, liegt der Löhberg (im Spadener Löhfeld). Hier wohnten in alter Zeit Zwerge. Sie verübten unbemerkt allerlei Streiche; denn sie konnten sich unsichtbar machen. Namentlich den Mäckerinnen taten sie manchen Schabernack an, indem sie heimlich die Röhre ausmolken.

Eines Tages ging der Landmann Immen von Lehe nach Laven zurück. Als er am Löhberg vorbeikam, hörte er eine Stimme. Die sprach: „Wenn du nach Hause kommst, so sage: Ib Ab ist tot.“ Immen hörte diese Worte verwundert an, konnte sich den Sinn aber nicht deuten.

Als er die große Diele seines Hauses betrat, sprach er: „Ib Ab ist tot.“

Da polterte es unter einer Kuh hervor, ein Stappen (kleiner Holzeimer mit einem über den Rand hinausragenden Handgriff) rollte auf die Diele, und ein Zwerg wurde sichtbar. Der sprach: „Wenn Ib Ab tot ist, dann ist meine Mutter tot“, und verschwand.

Der Stappen blieb zurück. Man brauchte ihn noch viele Jahre, um die Kälber daraus zu füttern. Und er besaß eine wunderbare Kraft; denn kein Tier, das aus dem Zwergstappen gefüttert war, ging ein.

Einst pflügte Scheyer aus Laven in der Nähe des Löhberges sein Feld. Da sprach er zu seinem Knechte: „Wie riecht es hier so angenehm nach Pfannkuchen.“ Und als sie sich umschauten, sahen sie ein zierlich gedecktes Tischchen mit leckeren Pfannkuchen darauf. Sie setzten sich nieder und ließen es sich gut schmecken. Als sie satt waren, legte Scheyer ein silbernes Fünzigpfennigstück auf den Tisch. Dann kehrten sie an ihre Arbeit zurück.

Als der Pflug eine neue Runde gemacht hatte, war der Tisch verschwunden. An derselben Stelle steckte aber ein Stod in der Erde; der war oben gespalten, und in der Spalte sah das Geldstück. Da nahm Scheyer es wieder an sich.

4. Das Irrlicht im Moor.

(Aus Sellstedt im Landkreise Geestemünde.)

Am Herbstabend geht ein Mann von Schiffdorf nach Sellstedt und benutzt den Weg durch das „Wilde Moor“. Es dämmt bereits stark, als er das Feld verläßt und den weichen Moordamm betritt. Aus den Gräben steigt Nebel, und auf dem weiten Moor wogt er in mächtigen Schwaden.

Der Wanderer kennt den Weg und schreitet rüstig aus, bis die zunehmende Dunkelheit ihn zwingt, langsam zu gehen. Schritt um Schritt geht er weiter; denn er kann den Weg nicht mehr erkennen. Bald umgibt ihn dichte Finsternis, und suchte Lust legt sich auf Bart und Kleider. Plötzlich stutzt er. Nahe vor ihm erhebt sich eine schwarze Gestalt. Er will sie anrufen. Da erkennt er eine Birke, die noch ihr welkes Laub trägt. Unhörbar flattert ein großer Nachtvogel daher und schwebt über ihm. Der Wanderer hebt den Stod, und mit einem mißtonenden Laut fliegt der Vogel davon.

Der Mann geht unsicher weiter. Da sinken seine Füße ein. Er muß vom Wege gekommen sein. Nun tastet er hierhin und dahin, immer weiter, aber der Boden bleibt sumptig. Der Wanderer weiß nicht mehr, nach welcher Seite er sich wenden soll. Er glaubt, in der Höhe des Sees zu sein.

Da sieht er plötzlich im Nebel hüpfende Lichter. Sie kommen näher und heften sich an seine Kleider. Seine Sinne verwirren sich, seine Augen sind wie geblendet.

Als er sie wieder öffnet, steht im hellen Licht eine gedeckte Tafel vor ihm, die mit den ausserlesenen Speisen besetzt ist. Er nimmt Platz, um seinen matten Leib zu stärken. Wie er den Tisch überblickt, vermißt er das Brot. Da spricht er: „Alles ist da, aber unser Herrgott hat das Brot vergessen.“ Raum hat er diese Worte gesprochen, da ist die ganze Herrlichkeit verschwunden, und der Wanderer sitzt in einer Moorkuhle. Tiefe Nacht umgibt ihn, auch die hüpfenden Lichter sind verschwunden. Er tastet nach dem Ufer und arbeitet sich nach oben. Es gelingt. Klappernd

vor Frost und in großer Aufregung verbringt er die Nacht im Moor.

Erst im Morgengrauen kommt er in Sellstedt an.

5. Wie der Silbersee entstanden ist.

(Aus Behdel im Landreise Geestemünde.)

Bei Behdel liegt der Silbersee, der heute das Ziel vieler Ausflügler ist. Im Westen ist sein Grund moorig, im Osten dagegen fest und flach. Wenn die Schafe vor der Schur im See gewaschen werden, dann kommen die Bauern oft an eine Stelle, wo der Grund plötzlich zu großer Tiefe abfällt. Da wird jedesmal die Sage lebendig, die über die Entstehung des Sees berichtet.

Früher stand hier, so erzählt sie, ein Schloß. Eines Tages kam ein Edelmann vorbei, der nach Beverstedt wollte. Da der Abend anbrach, beschloß er, in dem Schloße zu übernachten. Er stieg vom Pferde und bat um Einlaß und Herberge für die Nacht. Eine Frau, wohl die Herrin, erfüllte mürrisch, wie es dem Fremden vorkam, seine Bitte. Der Edelmann, müde von dem langen Ritt, begab sich bald zur Ruhe. Vorher legte er seine silbernen Handschuhe auf einen Stuhl.

Als er am anderen Morgen aufbrechen wollte, vermißte er seine Handschuhe. Er bat die Frau des Schlosses um Auskunft. Die aber tat ganz unwissend. Da begehrte der Fremde auf und forderte sein Eigentum zurück. In heftigen Worten erwiderte auch die Frau. Als der Bestohlene sah, daß ihm seine Handschuhe nicht wieder werden sollten, ging er. Aber vor dem Schloße sprach er einen Fluch über den stolzen Bau und seine Bewohner.

Da quoll das Wasser aus der Tiefe, höher und höher, und das Schloß begann zu sinken, bis es ganz verschwand. Auf dem Wasser aber schwamm ein Stuhl, auf dem lagen die Handschuhe. Nach einiger Zeit versank auch er mit seiner silbernen Last.

6. Unrecht Gut gedeihet nicht.

(Aus Behhövede im Landreise Geestemünde.)

Die alte Kirche in Behhövede hat eine Seitenkapelle. Darinnen stehen in zwei Reihen übereinander sieben Särge, vier zur ebenen Erde und drei darüber. In den beiden letzten schlafen Mutter und Kind.

Ueber ihren Tod weiß die Sage folgendes zu berichten:

Die Mutter war mit dem sächsischen Edelmann von Scheithher verheiratet. Sie selbst entstammte einem alten hannoverschen Adelsgeschlechte, das von Lütken hieß und in unserer Gegend reich begütert war.

Baron von Scheithher wohnte mit seiner Gemahlin in Alt-lüneberg. Eines Tages herrschte im Schloße bange Stille; bei der Geburt ihres ersten Kindes war die Mutter schwer erkrankt. Auch das Lebensflämmchen des Kindes brannte nur schwach und erlosch nach wenigen Stunden.

Da gewann der Teufel Macht über den Baron, daß dieser einen großen Betrug ausführte. Er hielt den Tod seines Kindes geheim und ließ den zarten Körper, aus dem die Seele so bald entflohen war, künstlich warm halten.

Einige Stunden später starb auch die junge Mutter. Ihren Tod gab der Baron sogleich bekannt; auch trug er Sorge, daß die Trauernachricht verbreitet wurde.

Dann jagte ein Reitknecht nach Beverstedt, um den Arzt zu holen, da das Kind schwer krank sei.

Als der Arzt nach Stunden eintraf, konnte er nur den soeben eingetretenen Tod des Kindes feststellen, dessen Körper noch warm war.

In der Kapelle zu Behhövede fanden Mutter und Kind ihre letzte Ruhestätte.

Da das Kind zuletzt gestorben war, erbte der Baron von Scheithher die großen Güter seiner Gemahlin. Das hatte er durch den Betrug erreichen wollen. Alt-lüneberg, Rückel und weitere Besitztümer gehörten nun ihm.

Doch unrecht Gut gedeihet nicht. Der Teufel hatte Macht über den Baron gewonnen und ließ ihn nicht mehr aus seinen Klauen. Um sein Gewissen zu betäuben, führte er ein Leben in Saus und Braus, so daß seine Güter bald überschuldet waren und in fremde Hände übergingen. Er starb als armer Mann.

Schützt den Dachs!

Von

W. Wegewitz, Ahlerstedt (Kr. Stade).

Von alten Zeiten her wird dem Deutschen die Liebe zur Natur nachgerühmt. In Volkslied, Sage und Märchen klingen die innigen Beziehungen zwischen dem Menschen und der Natur wieder. Es gibt viele Menschen, die freuen sich über jedes Blümchen und jedes Käferlein. Andere ziehen hinaus in Wald und Heide; die wollen die Natur suchen, aber sie gehen achlos an ihren großen Werken vorüber und zerstören oft das, worüber andere sich freuen. Ein enges Verhältnis zur Natur gewinnen sie nicht; denn sie lieben den Gelderwerb mehr als die Werke der Schöpfung. Unschätzbare Werte sind durch die Gleichgültigkeit und durch die Habsucht dieser Menschen vernichtet. Was aus dem Gesamtbilde der heimatischen Natur verloren gegangen ist, kann nie wieder ersetzt werden!

Aus meinen Zeilen klingt die Bitte heraus: „Habt die Natur lieb, schützt die heimatische Pflanzen- und Tierwelt!“

Ein Bewohner unserer Wälder ist besonders gefährdet; das ist Grimbart, der Dachs, die bekannte Gestalt aus dem niederdeutschen Tierepos.

Schützt den Dachs!

Dieser Einsiedler, der sich dem Naturfreund nicht oft zeigt, liebt Gegenden, deren Ruhe nicht durch Menschen gestört wird. Er ist ein Höhlenbewohner. Mehrere Röhren führen in die Erde hinein, in die Wohnstube des Dachses, den „Kessel“. Dreiviertel seiner Lebenszeit verbringt der Einsiedler schlafend oder in beschaulicher Ruhe; deshalb hat er auch den ganzen Bau wohnlich und praktisch eingerichtet. Er hält ihn sehr sauber. Nicht alle Röhren werden „befahren“, einige dienen ihm als Flucht- oder Luströhren.

Weil der Dachs nicht die Gesellschaft liebt, hat jedes Tier einen Bau für sich. Es kommt auch vor, daß mehrere Dachse in einem großen Bau hausen. Dann stehen die Einzelbaue nicht in Verbindung. Verlassene Dachsbaue bezieht gerne der Fuchs. Es kann auch vorkommen, daß Dachs und Fuchs in einem Hauptbau zusammen hausen. Beide leben aber völlig abgeschlossen. Sie dulden sich zwar gegenseitig, aber Freunde werden sie niemals. Der reinliche Dachs verabscheut die unsauberen Sitten seines Nachbarn.

Der Dachs ist ein interessantes Tier, aber leider bekommt man ihn nicht oft zu Gesicht. Er ist in unseren Wäldern selten geworden, und wenn nicht alles getan wird, um die letzten Dachse vor der Schieflust der Jäger zu schützen, dann wird Grimbart in unserer Gegend bald ganz verschwunden sein.

Unsere Jäger haben keine Veranlassung, den Dachs zu verfolgen. Bei uns verursacht er keinen nennenswerten Schaden. Zum Räuberleben ist der plumpe Geselle nicht eingerichtet. Er ist nicht schnell und auch nicht listig genug, um andere Tiere jagend zu erbeuten. Sein Gesicht ist auch nicht scharf. Deshalb läuft er so leicht den Verfolgern in die Hände.

Seine Nahrung besteht aus Früchten, Würmern, Schnecken und Insekten. Er legt deshalb seinen Bau gerne so an, daß er leicht auf das Feld kommen kann. Wurzeln, Eicheln und Bucheckern sind seine Lieblings Speisen. Sehr gern sucht er das Fallobst auf. Um zu seiner süßen Speise zu gelangen, macht er oft weite Märsche. Im Hochsommer ist Grimbart öfter in Brom- und Himbeerbeständen, deren süße Beeren ihn besonders anlocken, angetroffen worden. Stellen wir seinen Speisezettel zusammen, so ergibt sich, daß der Dachs kein Raubtier, sondern in der Hauptsache Pflanzenfresser ist.

Wird seine Nahrung knapp, dann hält er einen Winterschlaf. Die Eichel- und Bucheckernmast hat bei ihm reichlich Fett angelegt, und er zehrt davon den Winter lang.

Wenn der Dachs auch nicht zu den nützlichen Tieren gerechnet wird, so richtet er auf den Feldern und in unseren Wäldern auch keinen nennenswerten Schaden an, und der drollige Geselle sollte geschont werden. Der geringe Betrag, den der Jäger für seine Schwarte bekommt, sollte kein Grund sein, den Dachs zu verfolgen.

Leider gibt es viele Jäger, die jedes Tier, das ihnen vor die Flinte läuft, erbarmungslos niederknallen. Während der Dachs im Forstort Braken stets geschont ist, haben die Nachbarjäger jeden Dachs, der sich zeigte, „erlegt“. In den Zeitungen wird der Mord an diesem wehrlosen Tier als seltenes Jagdglück gepriesen. Ein Ansporn für andere Jäger!

Nach genauen Feststellungen ist im Forstort Braken nur noch ein Dachs vorhanden. Es wird nicht lange dauern, dann wird auch ihn das Blei getroffen haben.

Mögen unsere Jäger bald zu der Erkenntnis kommen, daß sie der Heimat auch einen Dienst leisten, wenn sie das Jagdgetier hegen und pflegen.

Das ist des Jägers Ehrenschild,
Der treu beschützt und hegt sein Wild,
Weidmännisch jagt, wie sich's gehört,
Den Schöpfer im Geschöpfe ehrt!

Zum Ausgrabungsgesetz.

Das preußische Ausgrabungsgesetz wurde am 26. März 1914 erlassen und für unsere engere Heimat in seinen wesentlichsten Punkten im „Geestemünder Kreisblatt“ vom 22. März 1921 mit den „Ausführungsbestimmungen“ vom 30. Juli 1920 zusammen bekannt gegeben.

Laut des Gesetzes ist für Grabungen nach Gegenständen, die für die Kultur- und Urgeschichte des Menschen oder für die Urgeschichte der Tier- und Pflanzenwelt von Bedeutung sind, die Genehmigung des Regierungspräsidenten erforderlich, der befugt ist, eine ohne die erforderliche Genehmigung unternommene Grabung zu verhindern. Wird ein Gegenstand der gedachten Art auf einem Grundstück gelegentlich entdeckt, so ist dies spätestens am nächsten Werktag der Ortspolizeibehörde anzuzeigen.

Wer vorsätzlich einen Gegenstand zerstört, beschädigt oder beiseite schafft, wird mit Geldstrafe bis zu 10 000 M oder mit Haft bedroht. Wenn der Täter aus Ausgrabungen und der Wertung der Funde eine Art Gewerbe macht, kann die Strafe auf 20 000 M und Gefängnis bis zu 3 Monaten erhöht werden.

Das Gesetz sieht für die Funde, wenn deren Ablieferung beantragt wird, eine Entschädigung nach dem gemeinen Wert vor, ferner Ersatz etwaiger Aufwendungen. Es vermeidet, dem Besitzer der Fundstelle, abgesehen von der Meldepflicht, unnötige Scherereien zu machen, und wkt. nur diejenigen treffen, die Bodenaltertümer mutwillig zerstören oder aus Eigenmuth der Wissenschaft entziehen.

In den „Ausführungsbestimmungen“ des Gesetzes sind für die Provinzen Vertrauensmänner und für kleinere Bezirke Pfleger vorgeesehen, die verpflichtet sind, umgehend und persönlich die gemeldeten Fundstellen in Augenschein zu nehmen, die schon gehobenen Funde zu bergen und weitere wissenschaftliche Untersuchungen vorzunehmen. Die Vertrauensmänner werden vom Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, die Pfleger vom Oberpräsidenten berufen; ihre Tätigkeit ist eine ehrenamtliche.

Im Bereich der Provinz Hannover sind zu Vertrauensmännern berufen: für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer der Direktor im Provinzialmuseum Dr. Jacob (Stellvertreter: Assistent Dr. Summe), für naturgeschichtliche Bodenaltertümer der Direktor im Provinzialmuseum Dr. Frize (Stellvertreter: Assistent Dr. Michels).

Die Pfliegenschaft für den Reg.-Bez. Stade westlich der 10. Ste hat mit Genehmigung des Magistrats der Stadt Geestemünde das städtische Morgenstern-Museum übernommen, dessen Leiter daraufhin zum Pfleger für dieses Gebiet, soweit kulturgeschichtliche Funde in Frage kommen, bestellt worden ist, während für naturgeschichtliche Bodenfunde seine Pfliegenschaft den ganzen Regierungsbezirk umfaßt.

Das Gesetz kann natürlich nur dann heilsam wirken, wenn der Pfleger eines Gebiets nicht allein der Vertrauensmann der Regierung, sondern zugleich auch der Vertrauensmann der Heimatgenossen ist, und wenn sich in allen Schichten der Bevölkerung immer mehr die Erkenntnis Bahn bricht, daß sich hier die Interessen der Wissenschaft und der Allgemeinheit decken.

Fr. Plettke, Geestemünde.

Bei der Gackauer Mühle.

Wenn man von dem Bahnhof Stubben kommt und die Straße verfolgt nach Bramstedt, die weiter nach Hagen und der Osterfadermarsch führt, so gelangt man bald, nachdem man das große Dorf Bokel verlassen hat, in die Heide. An der Straße stehen zu beiden Seiten Birken, deren weiße Rinde im Dämmerlicht dem Wanderer den Weg zeigt. Rechts des Weges liegen die weitgebaute Ortschaften Langensfelde und Kransmoor. Gerade vor uns liegt auf dem sagenhaften Türlichshügel die Bramstedter Kirche, deren weißgetünchten Wände weithin leuchten. Doch bevor wir den Ort selbst erreichen, queren wir die Niederung der Gackau, die sich in vielen Krümmungen dahinwindet. Ein liebliches Bild! Vor zwölf bis fünfzehn Jahren war es ungleich reizvoller, als noch die schlanken Erlen den Uferand säumten. Es ist mir stets unerfindlich gewesen, weshalb diese Büsche fallen mußten. Immer, wenn ich den Ruf der Naturfreunde höre: Busch und Bäume an die Ufer! denke ich an die ehemals so anmutige Gackau.

Reichlich einen Steinwurf von der Straße entfernt liegt die Mühle zur Gackau, die eine der ältesten des ganzen Gebietes sein soll. Die Gackau, ein kleines Flüsschen, entspringt in der Nähe von Alstedt, treibt die Gackauer Mühle, fließt späterhin durch den Wittstedter See und mündet unweit Hetthorn in die Lüne. Den Mühlenteich umsäumen Rohrkolben (*Typha latifolia*); die schwarzbraunen „Lampenputzer“ gewähren namentlich im Herbst einen schönen Anblick.

Die alte Mühle, ein malerischer Fachwerkbau mit anheimelndem Strohdach, wurde am 15. Mai 1909 ein Raub der Flammen. Nur das große Mühlrad blieb erhalten; es hat beim Neubau wieder Verwendung gefunden. Der Bau selbst, ein nüchterner Ziegelbau mit ober Dachpappe, scheint mir wenig in diese Gegend zu passen. Und es wäre doch so leicht gewesen, mit denselben Mitteln ein schönes, auch im Neuen wohlgefälliges Gebäude zu errichten.

In dem Mühlenteiche liegen die Sandstedter Kirchenglocken, und Frau Sage erzählt davon: Als die Glocken aufkamen, erhielten sie Namen. Die Bramstedter Glocke hieß Margarethe, die Sandstedter aber blieb namenlos. Das erboste sie so sehr, daß sie das Turndach sprengte und von dannen flog. Als sie an dem Bramstedter Turm vorbeiflog, rief sie der Schwester zu: „Margarethe, wußt du mit?“ Aber diese antwortete:

„Nä, hier will ich bleiben,

Bit Bramste schall na Sandste drieben!“

Darüber noch mehr aufgebracht, stürzte sich die fliegende Glocke in den Gackauer Mühlenteich, wo sie noch jetzt liegt und von einem großen Hunde bewacht wird. Bisweilen soll es aus der Tiefe gar seltsam herauftönen. Auf ihrem Fluge schwitzte die Glocke vor Mut; aus den Schweißtropfen, die zur Erde fielen, entstand der Ruch, eine auf Aekern und Wiesen vorkommende Binsenart.

D. Steilen, Bremen.

Bei der Stoteler Bodmühle.

Nur ganz selten trifft man im Niederwesergebiet noch eine Bodmühle. Am bekanntesten ist wohl die in Stotel. Der Hauptunterschied zwischen den gewöhnlichen Windmühlen und den Bodmühlen besteht darin, daß bei ersteren durch Drehen der Mühlenhaube die Flügel der Windrichtung entsprechend gestellt werden, während bei letzteren der ganze Mühlenkörper gedreht werden muß. Dies erfordert großen Kraftaufwand, so daß oftmals ein Pferd davor gespannt wird.

Die Stoteler Bodmühle steht auf einem gegen die Lüne vorgeschobenen Hügel, unweit der großen Heerstraße Bremen-Bremerhaven. Könnte sie reden, so würde sie uns erzählen von dem großen Verkehr, der auf dieser Straße herrschte, bevor die Eisenbahn von Bremen nach Geestemünde eröffnet wurde. Das sind ja gerade 60 Jahre her. Damals drängte ein Lastwagen, bepackt mit wertvollem Gut, den anderen. Reitposten eilten vorbei. Wanderer, zumeist Handwerksburschen, strebten vorbei. Dann kam eine Zeit, da wurde es stiller. Nur an den Tagen, wenn in den Hafenstädten Wochenmarkt abgehalten wurde, fuhren die Landleute am frühen Morgen mit ihren Erzeugnissen vorbei und kamen am Nachmittage mit leerem Wagen zurück. Bald tauchten neue Fahrzeuge auf, erst die Fahrräder, dann die Kraftwagen, die die Straße belebten und der Mühle ihre Grüße zusandten. Ab und an strebte ein Handwerksbursche, dem die wenigen Pfennige zur Bahnfahrt fehlten, auf Schusters Rappen dahin; er freute sich, wenn er nach einem 30 Km. langen Marsche durch die einsame Heide hinter dem Hahnenknooper Forste von ferne die alte Bodmühle erblickt; hoffte er doch, wieder an größere Ortschaften zu kommen.

Und es kamen auch Jahre, da fehlten die Wanderburschen. Das war, als Deutschland in Waffen gegen eine Welt von Feinden stand. — Es ist wieder lebendig geworden auf der Heerstraße, und die alte Bodmühle sieht wunderbare Dinge. Große Kraftwagen mit Anhänger fahren hin und her zwischen Bremen und Bremerhaven. Ratternd und tutend eilen diese Boten einer neuen Zeit vorbei und achten nicht sonderlich auf die Mühle am Wege. Aber der Torfschiffer, der auf den moorbraunen Fluten der Lüne dahin fährt, grüßt allemal die malerische alte Bodmühle.

D. Steilen, Bremen.

Aufruf!

Zur Fertigstellung einer größeren Arbeit, die das Postwesen der Niederweser behandelt, gebrauche ich

1. Briefmarken oder Briefumschläge der gewöhnlichen preussischen Adlermarken-Ausgabe (1861 bis 1867) mit Stempel, wahrscheinlich in blauer Farbe, a) Begefac, b) Bremerhaven;

2. andere Abstempelungen aus den Orten der Niederweser. Für freundliche Nachweisung wäre ich dankbar. Was ich erwerben kann, kaufe ich; doch genügt mir auch leihweise Ueberlassung. Unkosten vergüte ich gerne.

Rechnungsrat G. B. Jose, Nordhausen (Harz), Weinberg 5.

Neue Heimatliteratur.

1. Dr. Wilhelm Pfeiler. Niedersächsische Volkskunde. Mit 42 Textabbildungen und 10 Abbildungen auf Kunstdruckpapier. 1922. Hannover, Theodor Schulzes Buchhandlung. Pr. 20 M.

2. Dr. Wilhelm Wolff. Erdgeschichte und Bodenaufbau Schleswig-Holsteins unter Berücksichtigung des nordhannoverschen Nachbargebietes. Mit 6 Vollbildern, einer geologischen Karte von Schleswig-Holstein, sowie einem Plan der Büneburger Gebirgsinsel. Hamburg, L. Friederichsen & Co. Pr. 30 M.

3. Weserfibel. Erstes Lesebuch für die Kinder der Unterweserorte. Auf Grund von Otto Zimmermanns Hansafibel bearbeitet im Auftrage des Lehrervereins Geestemünde, Lehe und Umgegend und des Vereins Bremerhavener Lehrer von Lehrern und Lehrerinnen der Unterweserorte. Mit über 100 Bildern von Eugen Ohswald. 1922. Braunschweig und Hamburg, Georg Westermann. Pr. 30 M.

4. Die Niederweser. Heimatzeitung der „Norddeutschen Volkszeitung“, Begefac-Blumenthal, 1. Jahrgang, 1922. Schriftleitung: D. Steilen, Bremen.

Fr. Plettke.